

Trutz Rendtorff

Lob der Schöpfung – Sinn des Hörens – Zeit des Lebens Drei Predigten

"Die Predigt gilt als Wahrzeichen des evangelischen Christentums"¹. Das evangelische Predigtverständnis bedeute den "Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit", weil sich das Wort der Predigt an die Individualität richte und damit zugleich die Freiheit des Menschen begründe, im Unterschied zu einem "protektionistischen" Verständnis des Glaubens in der mittelalterlichen Kirche. Im Geiste dieser richtungweisenden Worte aus der Predigtlehre seien die folgenden Predigten Dietrich Rössler zum 65. Geburtstag gewidmet. Sie wurden im Universitätsgottesdienst in der Markuskirche und im Gemeindegottesdienst in der Apostelkirche zu München im Jahre 1990/91 gehalten.

I

Lob der Schöpfung (Psalm 104)

Lehrt die Kirche noch, was sie glaubt? Glaubte die Kirche noch, was sie lehrt?

"Herr, wie sind deine Werke so groß und viele! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter" (V.24).

Was der Psalm 104, und mit ihm viele andere biblische Psalmen, besungen hat, das Lob des Schöpfers im Lob seiner Schöpfung, das steht im Glaubensbekenntnis an erster Stelle:

"Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erden."

Wo heute in den Kirchen das Wort "Schöpfung" ertönt, da reimt sich doch landauf – landab "Bewahrung der Schöpfung" auf "Zerstörung der Schöpfung".

Die öffentliche Sorge um die natürlichen Lebensbedingungen der Menschheit steigert sich zum geistlichen Chor, der nicht die Ehre Gottes und die Wohltaten seiner Schöpfung besingt. Im Gegenteil, die Empörung über Zeichen der Zerstörung der Schöpfung bestimmt Melodie und Text.

¹ D.Rössler, Grundriß der Praktischen Theologie, S.313.

Die Gewißheit, daß Gott die Welt erhält und bewahrt, ist auf dem Rückzug; sie weicht der Ungewißheit, ob nicht das Werk unserer Hände wieder zerstört und zunichte macht, "was unser Gott geschaffen hat".

Ein unverbesserlicher Optimist, wer mit dem Psalm noch das "Lobe den Herren" anstimmt, ohne sich gleich ins Wort zu fallen mit dem "Fürchtet euch", nämlich vor den Folgen dessen, was der Mensch tut und anrichtet.

Die Furcht vor uns selbst, die Menschenfurcht, schickt sich an, den Platz der Gottesfurcht einzunehmen.

Das fürsorgliche Miteinander von Natur und Kultur, das sich im antiken Gottvertrauen darstellt, wird in den Schatten des Mißtrauens gerückt. Das eine, die menschliche Kultur, sei der Untergang des anderen, der Natur.

Der Ruf nach Bewahrung der Schöpfung ist durchzittert von der Furcht vor der Zerstörung der Schöpfung und deren kirchliches Echo.

Die Sprache der Frömmigkeit wird zum Resonanzboden für die schrillen Töne der Ökokrise.

Ist es nur eine gedankenlose Redewendung, mit der uns das Wort "Zerstörung der Schöpfung" über die Lippen kommt? Und wenn sie sich dann spontan einstellt, wenn sie gleichsam aus dem Herzen kommt, ist sie dann auch den Weg über den Kopf gegangen?

Wird damit nicht verkündet, daß der Mensch – zumindest in dieser Hinsicht, im Blick auf die Schöpfung – allmächtig sei, sei's als Bewahrer oder sei's als Zerstörer der Schöpfung Gottes?

Die mit freudiger Bedenkenlosigkeit ergriffene Chance, den Folgeproblemen unserer technisch-wissenschaftlichen Zivilisation eine religiös-verstärkte Aufmerksamkeit zuzuwenden, ist sicher nur gut gemeint. Kein Zweifel daran! Aber das kann zum theologischen Bumerang werden.

Sie führt unter der Hand zur Verkündigung der Ohnmacht Gottes. Sie spricht eine Sprache, die die Gottlosigkeit der Welt proklamiert. Nicht in der Hand Gottes – allein in der Hand des Menschen befinden sich Welt, Schöpfung, Alles.

Damit wäre das Dementi des Credo perfekt. Der Glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden, – nichts anderes als Poesie, die an der Realität scheitert, das Vertrauen auf Gott muß durch Anstrengung der Kräfte ersetzt werden. Dann erst gilt es.

"Herr, wie sind *deine* Werke so groß und viel. *Du* hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll *deiner Güter*".

Der Ton macht die Musik, die Betonung gibt der Sprache Bedeutung und Rhythmus.

Gottes Werke sind groß, *Gott* hat sie weislich geordnet, Gottes Güte ist Grund für den Lobpreis des Schöpfers.

Der Psalmist im alten Israel war nicht so naiv, daß er nichts davon hätte wissen wollen, was dem Vertrauen auf *Gott*, den Schöpfer, entgegensteht und was dem Lob der Schöpfung den Atem nehmen kann.

Die Natur jedenfalls, sie war nie harmonisch, friedlich und ist auch nicht von sich aus menschenfreundlich. Die Natur hat vielmehr, wo sie aus dem durch Kultur gebildeten Gebrauch herausbricht, immer auch bedrohliche Züge. – Das gilt auch, und nicht zuletzt, von der Natur des Menschen.

Zur natürlichen Umwelt des Menschen wird die Natur erst durch Kultur, durch Gestaltung, Strukturierung, Bearbeitung.

Die Welt, in der wir leben, ist vom Schöpfer aus dem Chaos ausgegrenzt. So sehen es die Psalmen ebenso wie die biblische Erzählung von der Schöpfung.

Am Lob des Schöpfers ist, sozusagen zwischen den Zeilen, immer auch die Erfahrung beteiligt, daß alles ganz anders sein könnte. Das Lob Gottes gilt der Grenze, die der Schöpfer dem Chaos gezogen hat. Es ist nicht Lob der Natur als solcher.

"Du hast eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht ..."

Das ist das Lob der haltenden Macht des Schöpfers in einer immer bedrohten Welt.

Das Lob der Schöpfung gilt – weiter – der Vielfalt des Lebens, auch dem Pluralismus der Interessen: Alles Leben folgt je seinem eigenen Zweck, Vögel und Gens, Mond und Sonne, Seefahrt und Ackerbau, aber auch Sterben und Geburt neuen Lebens. Wieso vermag gleichwohl das Ganze zu bestehen?

Wir sprechen heute vom Ökosystem. Zu dessen Wahrnehmung öffnet moderne wissenschaftliche Rationalität je mehr die Augen, je mehr die Technik sich ihrer Wechselwirkung mit der Natur bewußt wird.

Das ist eine andere Ebene der Wahrnehmung als sie in den alten Psalmworten vor Augen tritt. Und es ist sicher auch eine andere Qualität der Erfahrung, um deren Deutung wir uns heute mühen.

Und doch: Das Lob der Schöpfung bringt einen Grundton zum Ausdruck, der zeitübergreifend gehört und aufgenommen werden kann

und soll: Es ist ja alles andere als selbstverständlich, daß nicht Chaos herrscht, sondern daß die Welt, unsere Welt besteht. Fügen wir gleich hinzu: Trotz allem, was an Leid, Unrecht, Torheit, Konfusion, Irrtum und auch Bosheit geschieht und woran wir alle auf die eine oder andere Weise beteiligt sind.

Fromme Weisheit lehrt das Staunen darüber, daß Verhältnisse, gelegentlich auch chaotische Verhältnisse, immer noch und immer wieder neu Verhältnisse sind und nicht das pure Chaos, daß es so oder irgendwie gelingt, Probleme und Konflikte in ein Verhältnis zu dem zu bringen, woran gemessen sie wieder Maß und Richtung erhalten.

Die Bibel belehrt uns darüber, daß die Welt von außen durch Chaosmächte bedroht ist und von innen durch die Sünde des Menschen.

Gerade darum muß man sich doch wohl mehr darüber wundern, daß uns trotzdem so viel Leben beschert ist, das in seinen Grenzen gelingt. Man muß staunen, daß Dinge auch da noch wieder zusammengehen, wo das Gegenteil viel wahrscheinlicher wäre. Niemand hat alles in der Hand, wir kennen keinen, der das vermöchte.

Paul Gerhard hat die Zeile gedichtet: "Gott sitzt im Regimente und führt alles wohl".

Als Angehöriger einer Generation, die durch die Schrecken des 30jährigen Krieges gegangen ist, doch wohl kein Dichter aus der Gartenlaube, doch wohl eine leidgeprüfte und erfahrungsgesättigte Bekundung von Gottvertrauen.

Wir heute wissen sehr genau: Unsere sehr realen Probleme, die sich in dem Warnruf "Zerstörung der Schöpfung" summieren, sind primär Folgen menschlichen Handelns.

Wir wissen ebenso gut, daß sie, diese Folgen, an denen sich Unbehagen, notwendige Kritik und Empörung entzünden, nicht gezielter menschlicher Absicht entsprechen. Sie sind nicht ein Ergebnis, das als solches planvoll und willentlich herbeigeführt worden ist.

An dieser Stelle setzt darum die Suche danach ein, wer denn für das verantwortlich ist, was so jedenfalls doch keiner gewollt hat.

Die Folgeprobleme der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation sind zwiespältig. Das meiste davon ist so selbstverständlich Bestandteil unserer Alltagswelt, daß wir es kaum noch wissen, Kultur als zweite Natur des Menschen. Dabei wäre es schon recht, wenn wir das alles in das Lob des Schöpfers und seiner Güter einschließen und nicht selbstherrlich davon ausschließen würden.

Aber die Probleme, die sich aus den Folgen ergeben, belehren uns eben nicht nur über Möglichkeiten, sondern auch über Grenzen menschlichen Planens und Steuerns unserer eigenen Angelegenheiten. Was eintritt, obwohl es so nicht gewollt und beabsichtigt ist, heischt nach Stellungnahme. Die Folgen belehren uns über die bleibende Abhängigkeit auch einer hoch entwickelten Kultur von natürlichen Lebensbedingungen der Menschheit, von einer Welt, in der wir leben, die wir aber nicht geschaffen haben.

Vor allem aber lehren sie uns sehen, daß Problemlösung auch immer neue Problemerzeugung einschließt.

Problemerzeugung: Wer kann dafür verantwortlich gemacht werden?

Die Baseler oekumenische Versammlung, die im vergangenen Jahr als Höhepunkt des konziliaren Prozesses der europäischen Kirchen stattfand, unter dem Motto "Frieden, Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung", hat ein Dokument verabschiedet. Darin steht der erstaunliche Satz, daß die christlichen Kirchen sich dazu verpflichten, an der Lösung unserer Probleme mitzuwirken, "ohne neue Probleme zu verursachen". Ist das nicht Ausdruck unchristlicher – oder muß man sagen: christlicher? – Unbelehrbarkeit? Wer kann das heute noch ernsthaft für sich in Anspruch nehmen?

Daß Menschen das Gute wollen und dennoch oft und immer wieder das Gegenteil bewirken, das steht schon im Neuen Testament. Das kann man bei Paulus im Römerbrief nachlesen. Aber Paulus hat uns nicht gelehrt, daß die Sünde und der Irrtum des Menschen die Schöpfung Gottes zerstöre. Und er hat auch nicht gelehrt, daß die Christen die Gemeinschaft der Problemlöser seien, die anderen dagegen die hartnäckigen Problemerzeuger.

Das Lob der Schöpfung ist nicht zu verwechseln mit Eigenlob des Menschen.

Paulus hat vielmehr gezeigt, daß die Sünde der Menschen nicht das letzte Wort Gottes über die Menschen ist, sondern die Gnade, die Gott in Jesus Christus bezeugt, zu Erneuerung des Schöpfungssinnes der Welt, zur Bekräftigung des Glaubens, daß Gott der Schöpfer der Welt ist und bleibt.

Lob der Schöpfung und seiner Werke ist darum nicht zu verwechseln mit dem Lob der Werke des Menschen. Und wenn gelegentlich die Begeisterung über wissenschaftlichen Fortschritt zu der Redeweise vom 8. Tag der Schöpfung greift, dann spricht sich auch darin religiöse Unbildung aus, menschlicher Hochmut.

Die Kritikwürdigkeit des Menschen bis hin zu in vieler Hinsicht dramatischen Folgen unseres Handelns und Machens ist jedoch kein Grund, den Menschen und seine Werke mit der negativen Gloriole des Gegengottes auszustatten, in dessen Hand Bewahrung oder Zerstörung der Schöpfung gelegt sind. Das gilt gerade auch dann, wenn die Insignien der Macht Gentechnik, Kernenergie oder FCKW heißen sollen.

Das sind Einsichten, Können, Verantwortungen innerhalb der Schöpfung, auch Irrwege, aber nicht Werke der Allmacht.

Wir leben in einer Zeit, in der die Karten der Verantwortung neu gemischt werden. Die Zuständigkeiten für die Steuerungsprobleme im Verhältnis von Kultur, Technik und Natur müssen neu vermessen werden. Daran sind viele beteiligt.

Gleichzeitig müssen aber auch die Deutungen überprüft werden, mit denen Kirche und Theologie sich an diesem Gespräch beteiligen.

Dabei hat der moralische Appell seinen Sinn. Aber Moral ist ein knappes Gut, wahrscheinlich knapper als die Energieressourcen der Erde. Lehre der Kirche und Glaube der Christen stehen heute in der Versuchung, der Sorge um die Selbsterhaltung des Menschen den guten Sinn des Schöpfungsglaubens zu opfern, um der Sorge mit dem ganzen Gewicht ihrer Stimme Nachdruck zu verleihen. Das erkennbare Maß menschlicher Verantwortung und die Fähigkeit, zu unterscheiden zwischen dem, was gefördert, und dem, was verhindert werden muß, verschwindet dann aber hinter dem Pathos des "Es geht ums Ganze".

Das Lob der Schöpfung als die Rede, die Gott gefällt, richtet unsere Augen und unsere Wahrnehmung auf das, was aufbaut, fördert, neue Wege bereitet; es verweigert dem Bedrohlichen, dem Irrtum und dem Kritikwürdigen die Anerkennung der alles bestimmenden und die Kräfte lähmenden Macht des Chaos und der Zerstörung.

Auf Mißtrauen läßt sich keine Ethik gründen.

Das Vertrauen auf den Schöpfer, der seine Schöpfung auch gegen unseren besorgten Augenschein bewahrt und erhält, ist mit der Verheißung ausgestattet, am Schöpfungswerk Gottes teilzunehmen:

Das Vertrauen auf Gott befreit dazu, daß der Mensch "an seine Arbeit und an sein Werk geht", wie es in unserem Psalm heißt. Das Vertrauen auf Gott den Schöpfer macht es sinnvoll, das konkret Mögliche und Gebotene ernster zu nehmen als das potentiell Schlimme und Böse, das immer auch der Fall sein kann. Schöpfungsglauben heißt, das Ja vor das Nein stellen, sich zum Verbündeten der guten Kräfte der Vernunft zu machen und die Sorge um das Ganze, um die Schöpfung einzuengen in das Lob des Schöpfers.

Das soll gelehrt werden, auch wenn der Glaube oft schwach ist. Das möchte geglaubt werden, auch wenn die Lehre oft dunkel ist und bleibt.

Denn letztlich gilt:

Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.

II

Vom Sinn des Hörens (Psalm 17,6)

Ich rufe zu Dir, denn du Gott wirst mich erhören; neige Deine Ohren zu mir, höre meine Rede. Beweise deine wunderbare Güte, du Heiland derer, die dir vertrauen.

Wer redet, will gehört werden. In jedem Wort, das geäußert wird, schwingt die Suche nach Gehör. Leben ist Reden und Hören. Wer niemanden hat, mit dem er reden kann, der ist arm dran. Er findet sich in bedrängender Einsamkeit. Gemeinsames Leben ist Mitteilung, Reden und Hören. Gehört zu werden, jemanden zu haben, der einen anhört, möglichst in Ruhe und mit offenen Ohren, das ist eine Erwartung, ohne deren Erfüllung das Leben auf Dauer schwer erträglich ist. Man kann auch mitten in einer lebhaften Gesellschaft einsam sein, etwa weil man niemanden richtig kennt und weil laut und lebhaft über lauter belanglose Dinge geredet wird und jeder dem anderen nur mit halbem Ohr zuhört. Ja, wo das fehlt, wo keiner da ist zum Reden und Hören, da kann sich das unheimliche Gefühl einstellen, daß man gar nicht richtig lebt. Sicher, es gibt die wohltuende Stille, erholsame Einsamkeit und Ruhe. Aber auf Dauer sind wir doch darauf angewiesen, reden zu können und gehört zu werden. Das gilt jedenfalls diesseits des Grabes, der Grabesruhe und der Grabesstille.

Neige Deine Ohren zu mir und höre meine Rede – eine Bitte, ein Ruf, der ans Lebensnotwendige sich richtet.

Der letzte Sonntag im Kirchenjahr wird in der Kirche begangen als Totensonntag und als Ewigkeitssonntag. In dieser zweifältigen Bedeutung wird die Brücke geschlagen zwischen dem irdischen Leben und dem ewigen Leben. Im irdischen Leben kommt immer wieder die Stunde, in der der Tod dem Reden und Hören mit Menschen, die uns nahestanden, ein definitives Ende bereitet. An die Stelle lebendiger Mitteilung tritt die Erinnerung, die dankbare Erinnerung an alles, was gesagt und gehört worden ist im gemeinsamen Leben; aber auch die schmerzliche

Erinnerung, was ungesagt geblieben ist und wo wir nicht zugehört und angehört haben. Denn es sind ja gerade die nächsten Angehörigen, in denen die Erwartung lebendig war und ist, gehört zu werden. Die Geschichte des Lebens summiert am Ende auch immer die Versäumnisse dessen, was nicht angehört und wo nicht zugehört wurde. Und so lebt im Gedenken an die Verstorbenen die Mahnung auf, die Zeit zum Reden und Hören auszukaufen, damit das Versäumte, was in dieser Zeit nicht mehr wettzumachen ist, nicht zu groß werde. Der Totensonntag trägt zugleich den Namen Ewigkeitssonntag. Die Toten sollen von uns, den Lebenden, die doch einst sterben werden, nicht vergessen werden, sondern gehört werden als Anruf, unser eigenes Leben im Maßstab des Lebens Gottes, des ewigen Lebens wahrzunehmen.

Ewigkeit, in die Zeit leuchte hell hinein, daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine.

Die Erwartung gehört zu werden, hat ihren Ort durchaus an den Grenzen des Lebens mitten im Leben, sie hat ihren Ort überall dort, wo wir allein oder auch mit vereinten Kräften nichts ausrichten können. Der Ruf nach Gehör ist die Bitte um Hilfe, Beistand, Förderung. Das Wissen darum ist aufbewahrt in der volkstümlichen Redeweise: "Da hilft nur noch beten – da kann man nur noch beten":

"Neige deine Ohren zu mir und höre meine Rede" – in jedem Gebet, das wir sprechen, gemeinsam oder im stillen Kämmerlein, lebt die Erwartung, überhaupt, unter allen Umständen und zu unserem Besten gehört zu werden, von Gott gehört zu werden.

"Neige Deine Ohren zu mir" – eine durchaus menschliche Vorstellung von Gott – vor unser geistiges Auge tritt unwillkürlich die Vorstellung von dem gütigen Vater, der sich zu seinem Kinde herunterneigt. Und dahinter treten dann alsbald all die zweifelnden und skeptisch-abwägenden Fragen auf, die sich dem verstandesmäßigen Ausloten dieser Vorstellung in den Weg stellen. Es gibt wohl keinen, der nicht von Jugend auf mit den Fragen und Zweifeln bekannt wäre, die sich hier einstellen. Sind unsere menschlichen Vorstellungen und Bilder überhaupt angemessen dafür, so von Gott zu reden? Dabei ist es keineswegs besonders modern, mit solchen Fragen zu tun zu haben. Die Geschichte menschlicher Religion ist auch eine Geschichte des zweifelnden Einwandes gegen solches Reden von Gott und darum auch gegen die Zuversicht des Redens zu Gott.

In einem Wort im 94. Psalm wird dem verstandesmäßigen Einwand, ob Gott überhaupt wahrnimmt, was aus Menschenmund gerufen, gebetet, geredet wird, entgegengehalten: "Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?" Gott der Schöpfer der Welt und des Menschen, der den

Menschen wie den Lebewesen überhaupt das Gehör, die Fähigkeit zum Hören gegeben hat, wird ja nicht dessen unfähig sein, was er seinen Geschöpfen mitgegeben hat. Das ist ein ebenso frommes wie tief-sinniges Argument. Der lebendige Gott, von dem die Bibel spricht, kann – was immer die Grenzen unseres Vorstellungsvermögens sind – jedenfalls nicht weniger oder geringere Fähigkeiten haben als wir, seine Geschöpfe. Tiefsinnig und fromm zugleich ist dieses Argument, weil es zugleich zu der Bescheidenheit ermuntert, daß wir, was uns angeht, uns an unsere Vorstellungen halten sollen. Im Rahmen unserer Möglichkeiten ist deswegen Raum für Gott, weil sie uns so von Gott gegeben und zugemessen sind und darum auch für das Reden von Gott und zu Gott angemessen sind.

Der lebendige Gott – das ist darum auch der Gott, von dem wir uns kein Bildnis machen sollen aus Holz oder aus Stein. Denn mit Götterbildern, die so geformt sind, kann man genausowenig reden wie mit Menschenbildern, mit Statuen von Menschen aus Stein oder Gold. So genau wir wissen, daß Menschen, lebendige Menschen etwas anderes sind als Plastiken, materielle Zellhaufen, Gegenstände, ebenso und noch viel mehr gilt das von Gott, dem Lebendigen. Das Bilderverbot des Alten Testaments, daß wir uns von Gott kein Bildnis schaffen sollen, gilt entsprechend auch vom Menschen: Das gemachte und dann erstarrte Bild soll sich nicht vor das Leben, die lebendige Wirklichkeit von Gott und Mensch stellen. Man kann ja mit gutem Grund auch die Frage aufwerfen, ob es nicht auch Menschenbilder gibt, die lebensfeindlich sind. Dabei muß man gar nicht an die großen Gebilde der philosophischen Tradition und der wissenschaftlichen Kategorien denken. Auch im alltäglichen Leben können wir immer wieder beobachten, daß wir uns von anderen Menschen ein bestimmtes Bild machen und dann gar nicht mehr darauf hören, was der andere sagt, bittet, erwartet. Der Nächste, wie er als lebendiger Mensch da ist, verschwindet dann hinter dem Bild, das wir uns so oder so von ihm gemacht haben. Und in der Politik, aber eben nicht erst da, kann das zu katastrophalen inhumanen Konsequenzen führen.

Muß das nicht auch von den Begriffen gelten, in die Philosophie und gelegentlich auch Theologie Gott und Mensch einzufangen und einzugrenzen versuchen?

"Neige deine Ohren zu mir und höre meine Rede. Beweise deine wunderbare Güte, du Heiland derer, die dir vertrauen."

Was soll Gott hören? Können wir – nach dem Maße unserer menschlichen Vorstellungen – Gott etwas mitteilen, was er nicht schon weiß? Auch das ist eine Zweifelsfrage, die nicht neu, modern ist und doch immer wieder virulent: Die Bitte zu Gott um Gehör ist in der Tat nicht so

etwas wie die Eröffnung eines Anhörungsverfahrens zur Bereitstellung von Informationen, die dem also Angeredeten fehlen. Das Gebet als Informationsquelle zur Aufklärung für den uninformierten Herrn des Lebens – das ist in der Tat eine unangemessene Vorstellung.

"Beweise deine wunderbare Güte" – was Menschen vor Gott zu Gehör bringen können, das ist allein das, was wir zuvor von Gott erfahren, gehört, vernommen und empfangen haben. Rede zu Gott ist Antwort auf das Hören auf Gott. Anrufen und Hören sind wechselseitig. Wer nie von Gott gehört hat, kann ihn auch nicht anrufen und bitten, das Ohr zu ihm zu neigen.

Was wir von Gott gehört haben, das haben wir weithin und im wesentlichen über Gott und von Gott gehört, durch Menschenmund, durch die Bibel, durch ihre Auslegung im Christentum, in der Erziehung, und eben im weiteren und engeren Zusammenhang der Kirche. Mit Luther könnte man sagen: Christsein ist ein Höreffekt. In der Fülle der Stimmen, die in jedermanns Umwelt ertönen und die gehört werden wollen, kann das auch wieder verloren gehen. Die Wahrheit geht nicht immer mit der größten Lautstärke einher. Und wie auch sonst im Leben unter Menschen, gilt auch hier, daß Zuhören eine Kunst ist, die auch geübt und gepflegt sein will. Wie oft ertappen wir nicht uns selbst und andere dabei, daß wir nicht richtig zugehört haben, nur mit halbem Ohr. Und wenn es nicht richtig paßt, auch gar nicht erst hingehört. Ob jemand zugehört hat, merkt man spätestens an der Antwort: Ja, ja, ich weiß schon – und der andere stellt dann resignierend fest: Du hast ja gar nicht richtig zugehört. Und das bedeutet dann auch: Du hast mich nicht verstanden.

Der Geist des Hörens, aus dem das Reden zu Gott, die Bitte um Gehör sein Recht erhält, ist in unserem Psalmwort als das Vertrauen auf die Güte Gottes ausgedrückt. Vertrauen auf die Güte Gottes. Ist Gott gleichsam der ideale Zuhörer? Vertrauen auf Gott ist nicht ohne Anfechtung. Denn selbstverständlich heißt vertrauen immer erwarten, daß es uns gut ergehe. Wer von einer Krankheit bedroht ist oder von Leiden befallen, wendet sich an einen Arzt seines Vertrauens, daß er zuhöre. Aber nicht nur das. Er soll auch helfen, wo es möglich ist. Kürzlich war zu lesen, daß ein Elternpaar wegen fahrlässiger Tötung an ihrem Kind verurteilt wurde, weil die Eltern sich aus religiöser Überzeugung geweigert hatten, mit ihrem kranken Kind einen Arzt aufzusuchen. Sie hatten stattdessen gebetet. Es handelte sich um eine akute, aber durchaus heilbare Krankheit. Hier liegt offensichtlich ein Mißverständnis dessen vor, was es heißt, Gott um Hilfe zu bitten.

Vertrauen auf die Güte Gottes, Bitte um Gehör und Erhörung, dafür gibt es in der Bibel zahlreiche Stellen, die zugleich und im selben Atemzug

um die Zerstörung und Tötung der Feinde und Widersacher nachsuchen. Und man kann sich ja wirklich Gedanken darüber machen, ob nicht das meiste Leid und Ungemach, das uns vor unserem Tode widerfährt, von anderen Menschen zukommt, auch von Verhältnissen, die Menschen hergestellt und eingerichtet haben. Nur kann keiner, der sich davon betroffen weiß, davon absehen, daß er selbst irgendwo aktiv daran beteiligt ist, Ursache und Quelle des Leids für andere zu sein. Das Vertrauen auf Gottes Güte muß das bedenken, bevor Gott zur Bekämpfung der Widersacher angerufen wird. Der Realismus der Lebenserfahrung schützt vor dem Mißbrauch des Namens Gottes. Wie etwa in dem Weisheitsspruch: Die Güte des Herrn ist's, das wir nicht gar aus sind, nämlich alle miteinander.

Die Güte Gottes: Beweise deine wunderbare Güte. Im Epheserbrief heißt es dazu, daß Gott seine Weisheit und Güte "bewiesen hat in Jesus Christus, unserm Herrn". Das wird gesagt, – wir wissen es und haben es immer wieder gehört – von demselben Jesus, der an seinem Ende in den verzweifelten Ruf ausgebrochen ist: "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?"

Wer redet, will gehört werden. Und wer hört, von dem wird Antwort erwartet. Ist der ideale Zuhörer derjenige, der alles bestätigt und gutheißt, was wir sagen, der unendliche Zustimmer? Der alles richtig findet und tut, was von ihm erwartet wird? Das Echo, das Redeecho schlechthin? Wohl kaum. Wer redet, um gehört zu werden, muß auch auf Widerspruch gefaßt sein. Das Gebet zu Gott, die Bitte um Gehör, wenn sie nicht töricht und unvernünftig sein soll, muß begleitet sein von dem Reflex auf alles, was wir zuvor immer schon und immer wieder empfangen haben als unser Leben, ohne Anspruch auf Leistung und Gegenleistung. Wer nichts vom Grund zum Danken weiß, dessen Rede und Bitte zu Gott ist auch ohne guten Grund.

Die schöne fromme Redeweise, daß wir von ganzem Herzen bitten und vertrauen sollen, bringt das treffend zum Ausdruck: Von ganzem Herzen, nicht halbherzig, auch nicht mit der jeweils betroffenen, leidenden oder besorgten Hälfte, sondern von ganzem Herzen, mit Einschluß der Widersprüche, in denen wir uns gefangen sehen.

Wer sich an einen anderen Menschen wendet, von dem er gewiß ist, daß er ihm vertrauen kann, der hört auch im Widerspruch das heraus, was ihm hilft, auch wenn die Antwort nicht die erwartete oder erhoffte Antwort ist. Nur so wird er uns gerecht. Man kann dann gewiß sein, es ist im besten Sinne gut gemeint. Das Vertrauen auf Gottes Güte lehrt uns, daß es so auch mit Gott ist, wo es in den einzelnen Widerfahrnissen unseres Lebens ums Ganze geht, in Zeit und Ewigkeit. "Herr, auf dich traue ich. Laß mich nimmermehr zuschanden werden. Errette

mich durch deine Gerechtigkeit. Neige deine Ohren zu mir und hilf mir. Denn du bist mein Fels und meine Burg, und um deines Namens willen wollest du mich führen und leiten".

III

Zeit des Lebens – Zeit Gottes? (Luk. 14, 15ff.)

Die Zeit des Lebens, das ist die Zeit, die uns zum Leben gegeben ist. Anfang und Ende des Lebens liegen nicht in unserer Hand. Niemand kann sich selbst das Leben geben. Und die Tat, sich selbst das Leben zu nehmen, wird aus der Verzweiflung am Leben geboren. Die Zeit des Lebens, zwischen Anfang und Ende, das ist Gottes Zeit mit uns Menschen in der Zeit unseres Lebens. Nicht immer und überall werden wir dessen gewahr. Die Geschäfte des Alltags nehmen uns so in Anspruch, die Besorgung all dessen, was da täglich auf uns zukommt, beschäftigt uns fast pausenlos. Dazwischen stellen wir dann immer wieder einmal betroffen fest: Schon wieder eine Woche, ein Monat vorbei, schon wieder ein Jahr vergangen. Die Zeit des Lebens geht dahin, sie vergeht. Vergeht mit der Zeit des Lebens auch Gottes Zeit mit uns und für uns?

Das Evangelium des heutigen Tages soll unsre Gedanken darauf lenken, Gottes Zeit mit uns und für uns wahrzunehmen, in der Zeit unseres Lebens darauf zu achten, offen zu sein für Gott, Herz und Verstand zu öffnen für die Wahrheit des Glaubens, daß die Gabe des Lebens mehr ist als die Summe der Geschäftigkeiten, in denen wir es verbringen.

Im Gleichnis vom großen Abendmahl, wie es im Lukasevangelium Kapitel 14, Vers 16ff. aufgezeichnet ist, spricht Jesus davon, wie Menschen die Einladung Gottes, an seiner Gegenwart bei uns teilzunehmen, versäumen und wie Gott dennoch für uns und mit uns in der Zeit des Lebens bleibt.

Das Gleichnis vom großen Abendmahl wollen wir bedenken mit der Frage, wie es kommt, daß wir so oft versäumen, auf das zu achten, was im Leben wirklich wichtig ist; wir wollen uns darauf besinnen, die Zeit des Lebens dankbar anzunehmen als Gottes Zeit; und wir wollen uns ermutigen lassen, die Gelegenheit zu suchen, anderen Menschen etwas von der Zeit Gottes im Leben mitzuteilen.

Fragen wir also zunächst danach, wie es kommt, daß wir oft versäumen, auf das zu achten, was im Leben wirklich wichtig ist. In dem Gleichnis, das Jesus seinen Zuhörern bei einem Abendessen im "Hause eines Oberen der Pharisäer" erzählt, beantworten die zu dem

großen Festessen Eingeladenen die Aufforderung: "Kommt, es ist alles bereit", mit dem Bescheid: Ich kann leider nicht. Ich bitte dich, entschuldige mich. Jesus spielt damit auf eine Erfahrung an, die jeder kennt. Die Eingeladenen haben gute Gründe, warum sie zu ihrem Bedauern nicht kommen können. Es sind durchaus gewichtige Gründe, die sie abhalten: Sie müssen dringende Geschäfte erledigen. Ein gerade erst erworbenes Stück Land muß auf seine wirtschaftliche Nutzung hin beurteilt werden. Die für die Erweiterung des Fuhrparks angekauften Zugtiere müssen auf ihre Tauglichkeit hin überprüft werden. Und sicher ist es auch ein einleuchtender guter Grund, wenn jemand gerade geheiratet hat und sich zunächst einmal seinem Ehepartner widmen möchte.

Diese Beispiele sind ebenso realistisch wie einleuchtend. Es sind andere Prioritäten im Spiel, die die Zeit des Lebens mit Beschlag belegen. Und die Zeit reicht bekanntlich nicht für alles aus. Man kann nicht überall hingehen. Und so gewinnen die einem zunächst liegenden Dinge und Aufgaben ganz selbstverständlich die Oberhand über anderes, woran man auch teilzunehmen aufgefordert und eingeladen ist. Dafür mag später noch Zeit und Gelegenheit sein.

Wenn wir es recht bedenken, dann gibt es in jedem menschlichen Leben so einen Zug, das wahrhaft Wichtige immer noch etwas hinauszuschieben. Es wird doch der Zeitpunkt kommen, wo das Leben an den Punkt gelangt, an dem das richtige Leben Zeit und Gelegenheit findet. Denken wir das Gleichnis Jesu einmal etwas weiter aus. Schon bei Kindern stellt sich die Erwartung ein, wenn ich erst einmal groß bin, dann ist die Zeit da, wo das Leben richtig anfängt. Als Schüler denkt man so auf der Linie, wenn die doofe Schule erst einmal vorbei ist, dann beginnt das Leben erst so richtig. Und so kann das dann weitergehen: Wenn ich erst mal die Ausbildung abgeschlossen habe, wenn ich erst mal im Beruf nach vorne gekommen bin, wenn die Kinder erst mal groß sind, und im Gang der Jahre und mit der vergehenden Zeit des tätigen und geschäftigen Lebens wandelt sich dieses "wenn" in den Gedanken, wenn ich erst mal im Ruhestand bin, dann habe ich für all die Dinge Zeit, die doch eigentlich schon immer so wichtig waren und sein sollten. Irgendwann ist es dann so weit, daß es plötzlich nicht mehr sinnvoll ist, sich ein solches Verschieben auf ein künftiges "Wenn erst einmal ...!" auszudenken. Was am Anfang als eine unendliche Zeit des Lebens erschienen ist, zeigt sich dann in Wahrheit als begrenzte, endliche Zeit.

Das Gleichnis Jesu zielt genau auf diesen Punkt: Die Zeit des Lebens ist schon immer und an jedem Punkt Gottes Zeit mit uns und für uns. Seine Zuhörer waren fromme und gebildete Juden, die gelernt hatten,

daß irgendwann einmal Gottes Zeit in die Zeit des Lebens eintreten würde. In ihrer Frömmigkeit hatte der Gedanke durchaus seinen festen Ort, daß am Ende aller Zeit der Messias kommen würde. Was Jesus diesen frommen Zeitgenossen in dem Gleichnis klar machen wollte, ist die Botschaft, daß jetzt die Zeit ist, die Gottes Zeit ist, daß die Zeit des Lebens die Zeit ist, in der sie für Gottes Gegenwart offen sein sollen, nicht ein Morgen oder Übermorgen oder eine ferne Ewigkeit.

Man kann über dem vielen Leben das Leben versäumen. Über dem, was alles noch möglich sein könnte und was alles auch wünschenswert wäre, wenn nur erst einmal Zeit und Gelegenheit dafür gekommen sind, werden die Augen blind für die Gegenwart des Lebens als Zeit Gottes für uns und mit uns. Wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt, das Reich Gottes ist mitten unter euch, dann soll uns das die Augen öffnen für die Gabe des Lebens hier und jetzt. Das aber können wir nur sehen, wenn wir aus der Nähe der vielen Sorgen und Geschäfte, die unsere Zeit alltäglich ausfüllen, einen Schritt heraustreten. Die Einladung zum Festmahl ist ein Gleichnis dafür, ganz bewußt Distanz zu nehmen von dem ruhelosen Betrieb, der uns veranlaßt, die Erwartung des richtigen Lebens immer noch weiter ein Stück hinauszuschieben. Dazu sind wir auch am Sonntag als Ruhetag im Leben hier versammelt, um eben dieser Augen öffnenden Einsicht einen Platz in unserem Leben einzuräumen.

Der Dichter des Lieds hat das auf sehr schöne Weise in die Verse gefaßt:

"Ewigkeit in die Zeit leuchte hell hinein, daß uns werde klein das Kleine und das Große groß erscheine".

Bedenken wir darum weiter, was es heißt, die Zeit des Lebens dankbar als Gottes Zeit anzunehmen. In dem Gleichnis Jesu fällt das Festmahl ja nicht aus, weil die zunächst Eingeladenen anderweitig beschäftigt sind. Es findet dennoch statt. Aber es werden andere eingeladen, die erst einmal gar nicht auf der Einladungsliste standen: die Armen, die Verkrüppelten, die Blinden und die Lahmen. Die festliche Versammlung, die da wohl zusammengekommen ist, mit Einschluß der von den Landstraßen und Zäunen aufgesammelten Teilnehmer dürfte so festlich wohl nicht ausgesehen haben, eine durchaus gemischte Gesellschaft, nicht so eindeutig und der Konvention entsprechend. Und dennoch, so meint es Jesus im Gleichnis, Gottes Zeit. Gottes Gegenwart – und das ist die Einladung, das Leben hier und jetzt und so, wie es uns begegnet, ernst zu nehmen als Zeit des Nehmens und Gebens. Das ist Glauben und Vertrauen auf Gott.

Die großen Ereignisse und die wirklich wichtigen Begebenheiten im Leben zerfließen leicht in die Unkenntlichkeit ihrer Begleitumstände. Sie sind oft im Mantel der Alltäglichkeit verborgen. Zeit des Lebens – Gottes Zeit? Die Christenheit hat das früh erfahren: die Hoffnung auf Auferstehung und die Erwartung des Anbruchs einer neuen, der Endzeit und der Zeit des lebendigen Geistes wurde doch schon ziemlich bald auf die Probe gestellt, einfach durch die Tatsache, daß die Zeit des Lebens in der Welt auch für die Christen weiterging, von Generation zu Generation. Das Gleichnis vom großen Abendmahl wurde in den wöchentlich wiederkehrenden gottesdienstlichen Alltag der Kirche übersetzt. Das Reich Gottes schlüpfte in die gar nicht so eindeutige Kirchengeschichte. Woran wird denn nun so ganz unverstellt die Zeit Gottes in der Zeit des Lebens deutlich? Viele erwarten sich ein solches außerordentliches Erlebnis z.B. vom Kirchentag und kehren dann mit der dringlichen Erwartung zurück, daß es so eigentlich immer sein müßte. So leicht und direkt ist das aber nicht mit dem Auffinden des "Großen" gegenüber dem "Kleinen".

Wir erleben das jetzt auch in der säkularen Geschichte, deren Zeugen wir gegenwärtig sind. Die große, welthistorisch einzigartige Stunde der Wende in Europa, in der DDR; die ja zunächst keinen unberührt gelassen hat, unsere Gefühle in Dankbarkeit und Erstaunen in Bewegung gesetzt hat, sie ist inzwischen hinter den neuen, massiven Alltagssorgen zurückgetreten, vom rituellen Machtkampf der Parteien in den Schatten gestellt worden, an die Stelle des alle vereinenden Gefühls einer großen Zeit sind die altbekannten Muster von links und rechts getreten und beherrschen die öffentliche Meinung wie eh und je. Das muß wohl auch so sein.

Aber wir kennen das auch aus dem persönlichen Leben: Ein lang erwartetes Ereignis, dem man mit Freude und Hoffnung entgegenseht, – ein endlich bestandenes Examen, eine freudig erwartete Geburt, eine Hochzeit – ist dann, wenn es stattfindet, auch schnell vorbei und wird, ehe wir uns dessen versehen, wieder in den Gang der Geschäfte eingeebnet. Oft ist es die Erinnerung, in der das, was das Fest bedeutet hat, seine eigentliche Wirkung entfaltet: die Erinnerung an die Konfirmation, an die Hochzeit, und so soll es ja auch sein. Von dem Tag, von dem besonderen festlichen Ereignis strahlt etwas aus auf die ganze Lebenszeit, ein bleibendes Zeichen für das, was in aller Besorgtheit des Lebens Grund zur Dankbarkeit und zur Ermutigung ist.

Daß Jesus in Gleichnissen zu seinen Zuhörern gesprochen hat, um von der Gegenwart Gottes, von Gottes Zeit mit uns und für uns zu sprechen, das soll uns bewußt machen, auch in der Erfahrung unseres Alltags nach Anhaltspunkten Ausschau zu halten, an denen das Leben

auf die gnädige Gegenwart Gottes hin transparent wird. Die Umstände unseres persönlichen Daseins sind, für sich betrachtet, nie eindeutig. Es gibt immer Grund zur Klage, es gibt viele Anlässe, sich zu beunruhigen und zu ärgern. Und es gibt, vor allem, viel bewußtloses Dahinleben und Mitmachen. Und darum gibt es auch viel Undankbarkeit, nicht nur unter Menschen, sondern gerade auch gegen Gott. Darauf will Jesus hinaus.

Das gilt auch für das öffentliche Leben. Die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen sind nie eindeutig. Wenn wir darauf warten wollten, daß dies alles nach unserem Dafürhalten endlich einmal wohlgeordnet ist, dann leben wir am Leben vorbei.

Und auch unsere Gottesdienste und das Leben in der Kirche bieten uns ja nur ganz selten das große Ereignis, das alles andere vergessen läßt und in dem wir das Gefühl haben können, wie in der Gegenwart des Geistes aufzugehen.

Aber die Gottesdienste sind Merkposten dafür, daß wir auch im alltäglichen Leben eingeladen sind zum Vertrauen und zum dankbaren Annehmen dessen, worin wir über uns hinausgeführt werden.

Und darum wollen wir schließlich auch bedenken, wie wir für andere Menschen die Gelegenheit bereiten können, die Gegenwart Gottes, Gottes Zeit mit uns und für uns in der Zeit des Lebens zu erfahren.

Im Gleichnis vom großen Abendmahl werden die Diener des Gastgebers ausgeschiedt, um die Blinden und Lahmen hereinzuholen, solche also, die für die offizielle Einladung zunächst gar nicht vorgesehen waren. Da steht dann auch das Wort: "Nötigt sie, hereinzukommen". Dieses Wort hat in der Kirchengeschichte eine etwas merkwürdige Rolle gespielt. In der lateinischen Fassung unseres Textes lautet die Stelle: Cogite intrare – und das kann dann auch heißen: Zwingt sie, hereinzukommen. Und das ist dann im Zuge der missionarischen Ausbreitung des Christentums auch so verstanden worden, daß man ganze Gruppen, Völker, Stämme auch mit Zwang in die Kirche eingemeinden mußte. Das Wort Jesu hat dem problematischen Vorgang sogenannter Zwangstaufen zur Rechtfertigung und Begründung gedient.

Heute, in unseren Tagen wird nun der Vorwurf laut, in unserer Kirche als Volkskirche gäbe es so etwas wie eine Zwangsmitgliedschaft. Und es heißt, die Wiedereinführung des Religionsunterrichts z.B. in den Ländern der ehemaligen DDR sei die Ausübung von Zwang. Die Christen sollten sich vielmehr zurückhalten. Das ist durchaus verständlich auf dem Hintergrund von Erfahrungen, die mit 40, ja 60 Jahren weltanschaulicher Indoktrination gemacht worden sind.

Das Gleichnis vom Abendmahl, wenn es denn überhaupt auf die Kirche angewendet werden kann, besagt aber etwas ganz anderes: An der Einladung Gottes teilzuhaben, zum Mahl geladen zu sein, das ist nicht ein Privileg der selbstbewußten, bekennnistreuen und im Glauben starken Christen.

Abgesehen davon, wer das denn so ohne weiteres von sich zu behaupten wagte und sich nicht besser und wahrhaftiger unter die Blinden und Lahmen rechnete, – die offene Einladung, die Öffnung der Einladung für die an den Hecken und Zäunen, die nach der Meinung derer, die drinnen sind, draußen stehen und dort auch hingehören, das gerade macht die Kirche als Volkskirche aus.

Natürlich sitzen in der Kirche, auch heute morgen, viele nicht, von denen wir uns wünschen würden, daß sie sich mit uns hier versammeln, um den Gottesdienst zu begehnen. Aber die Kirchentür wird trotzdem immer offen gehalten.

Noch einmal im Gleichnis: In den Augen Gottes findet das Fest statt, Gottes Zeit für uns und mit uns in der Zeit des Lebens, und statt Grenzen und Ausgrenzung soll uns das Gleichnis lehren, daß es weit und offen ist für alle, weil alle Gottes bedürfen und gerade die, die am wenigsten den normalen Kriterien der Kirchlichkeit entsprechen, nicht ausgeschlossen, sondern eingeladen sind. Dieser gute Sinn der Volkskirche entspricht dem, was uns das Gleichnis Jesu heute sagt.

Aber damit nicht genug. Als Christen sollen wir uns dessen bewußt sein, daß wir überall, an jedem Ort und zu jeder Zeit Gelegenheit haben, Menschen, denen wir begegnen und die mit uns zu tun haben, eine Gelegenheit sein sollen, eine Spur von der Zeit Gottes in der Zeit ihres Lebens zu erfahren. Das kann in der organisierten Form der Fall sein, wie es beispielgebend der Evangelische Verein Solln hier auf seine Weise tut. Mehr noch und häufiger ohne große oder kleine Organisation, in der ruhigen und gewissen Freundlichkeit der Nachbarschaft, in kritischen Situationen des Streits und in der Offenheit, die sich die Konflikte anderer Menschen anhört, sie sich mitteilen läßt, um sie mit zu teilen.

Vor dem Hintergrund der großen gesellschaftlichen Konflikte und Problemlagen, die uns heute öffentlich beunruhigen, von Osteuropa bis Bangladesch, von der Arbeitslosigkeit bis zur Friedlosigkeit der Welt, mag das klein und gering erscheinen. Da müssen andere Mittel und Wege gefunden werden, Strukturen und Programme entwickelt und verwirklicht werden, die zum eigenen Beruf werden. Aber wer die Gelegenheit zur direkten und persönlichen Bezeugung und Vermittlung der Liebe Gottes, auch ohne große Worte und ohne Bekehrungsabsicht,

gering achtet, wird auch über den großen Forderungen der Zeit leicht die Erfahrung aus den Augen und das Gespür dafür verlieren, daß über alle Forderungen und Appelle hinaus von Gott her immer schon gilt: Kommt, denn es ist alles bereit.

Wer mitteilen will, kann das nur, wenn er zuvor empfangen hat. In allem, was Christus von uns als Christen erwartete, sind wir deshalb doch nie besser dran als alle anderen, die eingeladen sind, um Gottes Zeit mit uns und für uns in der Zeit des Lebens immer wieder zu empfangen.

"Alles ist an Gottes Segen und an seiner Gnad gelegen über alles Geld und Gut. Wer auf Gott sein Hoffnung setzet, der behält ganz unverletzet einen freien frohen Mut."